

Die Landwirtschaft

Objektyp: **Chapter**

Zeitschrift: **Neujahrsblatt der Naturforschenden Gesellschaft Schaffhausen**

Band (Jahr): **36 (1984)**

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Landwirtschaft

Es mag im 7. und 8. Jahrhundert gewesen sein, noch bedeckte lückenloser Naturwald die Randenhochflächen, in den Tälern entstanden die ersten Siedlungen: Merishausen, Barga, Hemmental, dieses aus vier Einzelhöfen gewachsen. Es waren geschlossene Dorfsiedlungen, umgeben von Krautgärten und sehr klein parzellierten «Pünten», auf denen die Bäuerin Hanf, Flachs und Gemüse pflegte. Im Talgrund, auf den Malmschotterböden, pflügten die Bauern ihre Äcker, ernteten von den Fettwiesen das Heu als Wintervorrat für ihr Vieh, das sie sommersüber zur Weide in die umliegenden Wälder trieben. Als die Bevölkerung zunahm, die Familien wuchsen, nicht aber die Gütlein im Tal, das Brot für die vielen Mäuler kaum mehr reichte, da begannen die Bauern mehr und mehr die Randenhochflächen zu nutzen, ungeachtet des weiten Weges und der schlechten Zufahrten. Die Zeit der Dreizelgenwirtschaft hatte begonnen, die den Aspekt des Randenplateaus während eines halben Jahrtausends prägte. In der Umgebung von Merishausen, auf den Gehängeschuttböden, welche die unteren Partien der Talflanken bedecken, entstanden die Talzelgen. Sie tragen heute vorwiegend Fettwiesen. Die Randenhöhen schienen für den die Trockenheit liebenden Getreidebau besonders geeignet, auf ihnen entstanden die Randenzelgen. Auf dem Merishauser und Bargaer Randen haben sie sich zur Föhrenparklandschaft gewandelt, nur kleine Areale, besonders um Hemmental, werden noch ackerbaulich genutzt.

Zwischen geologischem Aufbau und wirtschaftlicher Nutzung des Bodens besteht ein enger Zusammenhang: Die ehemaligen Randenzelgen ziehen sich als flache Schultern durch den ganzen Randen, sie liegen auf den 20 bis 30 Meter mächtigen Gammamergeln, die relativ leicht verwittern und deren Tongehalt die Niederschläge nicht allzu rasch versickern lässt. Über den bewirtschafteten Gammamergeln erheben sich, gleich bewaldeten, kleinen Inseln rund um Hemmental einzelne Buckel aus härteren Quaderkalken, es sind die uns wohlbekannten «Käpfli» (Hohrain-, Oberberg-, Guggelrüti-, Saustallkäpfli).

Das zentral gelegene Randenplateau, auf dem sich auf einer öffentlichen Spielwiese heute die Jugend tummelt, erinnert mit seinem Namen «Zelgli» an die einstige Wirtschaftsform. Bei der Dreizelgenwirtschaft im Randengebiet wurde ein bewirtschaftetes Areal in drei ungefähr gleich grosse Zelgen abgeteilt. Auf einer Zelge wurde im ersten Jahr Winterfrucht (Korn, Emmer, Roggen, Dinkel), im zweiten Jahr Hafer oder Gerste (Sommerfrucht) angebaut. Im dritten Jahr liess man das Land brachliegen. Um die natürliche Regeneration zu fördern, wurde es mindestens einmal umgebrochen, daher die Bezeichnung Brache. Die Brache diente zudem als Weideland. Von der Fruchtfolge durfte nicht abgewichen werden, alle Bauern hatten sich daran zu halten, mussten zur gleichen, fest-

gesetzten Zeit ackern, säen und ernten, es bestand Flurzwang. Auf den Hemmentaler Zelgen mussten mit Georgi (23. April) die Saatgeschäfte für die Sommerfrucht beendet sein, für die Wintersaat mit Galli (15. Oktober). Wegen des Weidanges und zum Schutze vor dem Wild wurde das ganze Areal eingezäunt, daher die Bezeichnung «Zelg» («zelgen» bedeutete einzäunen). Der Flurzwang mag uns heute als willkürlicher Machtspruch erscheinen, war aber eine durchaus vernünftige Vereinbarung der Dorfgenossen. Da die Zelgen in viele, kleine Parzellen zerstückelt waren und Wege fehlten, konnten die meisten Grundstücke nur durch Überfahren fremden Eigentums erreicht werden. Um Schaden zu vermeiden, musste gleichzeitig angebaut und geerntet werden. Der Bauer, dessen Acker am weitesten von einem Weg entfernt war, musste zuerst ansäen, zu Beginn der Ernte wurden vorerst Zufahrten zu den abseits liegenden Parzellen geschnitten. Die fehlenden Wege wurden keineswegs als Mangel empfunden, sie garantierten eine maximale Ausnützung des Ackerareals. Es mag auch eine gewisse Ehrfurcht vor der Fruchtbarkeit der Erde mitgespielt haben, die den Bauer abhielt, allzuviel Land mit Wegen zu vergeuden, eine Einstellung, die man in unseren Tagen leicht übersieht, in denen hemmungslos Kulturland Strassenbauten und Sportplätzen geopfert wird. Auf den Hemmentaler Zelgen bestand der Flurzwang bis 1869. Von den Merishauser Zelgen schrieb Max Bronhofer in seiner Dissertation: «Als Folge der extremen Kleinparzellierung und des Mangels an Wegen musste der tatsächliche Flurzwang bis auf den heutigen Tag erhalten bleiben.» Das war 1956, heute sind die Gütlein zusammengelegt, man hat «melioriert», wo einst Wege fehlten, stehen sie im Übermass zur Verfügung.

Die Historiker haben dem Brandenburgischen König, der sich als ersten Diener des Staates sah, das Attribut «Der Grosse» zubedacht. Ungeachtet seiner Statur hätte er diese Ehrung allein der Kartoffel wegen verdient, denn er war es, der die Bedeutung dieses Gewächses erkannte und sie in Europa einführte. Er tat dies trotz des hartnäckigen Widerstandes aller Experten, die erklärten, dass die von seiner Majestät beabsichtigte Ausdehnung des Kartoffelanbaues zu einem drückenden Mangel an Brotgetreide und zur Hungersnot führen müsse. In der auch im Brandenburgischen üblichen Dreifelderwirtschaft sahen sie keinen Platz für die Kartoffel. Aber ein mächtiger Propagandist erzwang ihre Wertschätzung: der Hunger, als in Deutschland 1745, 1771 und 1772 das Brotgetreide schlecht gedieh, die Kartoffel kaum Schaden nahm. Der Hunger war es auch, der die Randenbauern zum Anbau der Kartoffel verleitete, auf Hemmentaler Gemarkung muss dies um 1750 geschehen sein. Da aber der Ertrag an Getreide von der Obrigkeit am leichtesten nachkontrolliert werden konnte und die Brotfrucht am leichtesten in Geld umzusetzen war, wachten die Lehensherren ängstlich darüber, dass ja keine anderen Kulturpflanzen eingeführt wurden, erlaubten den

Kartoffelanbau nur ausnahmsweise in den Pünten, verboten ihn auf den Brachen. Aber der Hunger erwies sich auch im Schaffhauserland mächtiger denn alle Verbote, zudem gedieh die Kartoffel vortrefflich in den steinigen Böden der Randenhochflächen. Dies alles führte zu Meinungsverschiedenheiten zwischen Herrn und Knecht. Es ist geradezu erheiternd, in alten Ratsprotokollen nachzulesen, wie die Gnädigen Herren ihre Interessen in den Mantel des Wohls um ihre Untertanen zu kleiden wussten. Dazu einige Kostproben. In einem Ratsprotokoll aus dem Jahre 1757 liest man «... dass die neue Fruchtpflanzung in Zelgen ... sehr schädlich sei ...». 1758 befahlen die Gnädigen Herren und Oberen, es solle in allen Kirchen der ganzen allhiesigen Landschaft publiziert werden, «das künftighin niemand sich unterstehe, Grundbiren oder Erdäpfel anderst als in abgelegenen Äckern, so schlecht, in Reutenen zu pflanzen, hingegen bei Straf von 1 Mark Silber per Vierling in den Zelgen». Nur langsam und unter dem unerbittlichen Druck von Natur- und Weltgeschehen wich sture Interessenpolitik der Vernunft. Im September 1797, als die Herrschaft der Gnädigen Herren bereits auf wackeligen Füßen stand, befahl der Rat seinen Untertanen: «Aus landesväterlicher Vorsorge und um dem Mangel der notwendigsten Victualien vorzubeugen, die Kartoffeln nicht an fremde Ankäufer abzugeben, sondern diese auf den allhiesigen Markt zu bringen.» Von einem Verbot des Kartoffelanbaues war keine Rede mehr, die Einstellung der Obrigkeit hatte sich, gezwungenermassen, geändert. 1817, nach einem vorangegangenen Hungerjahr, glaubte die hohe Regierung, sich sogar als Förderer des Kartoffelanbaues aufspielen zu dürfen. Eine Verordnung über den Handel mit Kartoffeln beginnt: «Wir Bürgermeister und Rat der Stadt und des Kantons Schaffhausen haben als Folge der gesegneten Ernte und des noch reicheren Ertrages an Kartoffeln, welche wir der gütigen Vorsehung verdanken ...»

Seit bald tausend Jahren gedeiht im relativ regenarmen Schaffhauser Ländchen Wein. Die grösste Anbaufläche bestand im 17. Jahrhundert. Auf einer Peyerschen Grenzkarte von 1688 sieht man, wie die Stadt damals zwischen Rebergen geradezu eingebettet lag. Bis auf wenige Lagen am Rhein sind sie längst zu Aussenquartieren geworden, nur einige Namen erinnern an vergangene Zeiten, so heisst auf der Breite eine Bushaltestelle «Weinberg», ein Aufstieg zum Geissberg «Weinsteig». Beggingen, heute ein Dorf ohne Rebbau, besass damals 20 ha Rebland, auch an den steilen Sonnenhalden bei Hemmental, Merishausen und Bargaen gedieh der Weinstock. Die Städter müssen ein trinkfreudiges Volk gewesen sein und traktierten ihre Gäste recht freigiebig mit dem Rebensaft, den Überschuss exportierten sie in Gegenden ohne Weinbau, in den Schwarzwald und in die Innerschweiz. Angebaut wurde vorwiegend weisses Gewächs, aber überall in den Hecken wuchsen Holunderbüsche, deren roter Beerensaft verlockte, den billigeren Weisswein in teureren Roten zu verwandeln.

Da der Weinbau sehr einträglich war, versuchten die Randenbauern, ihre schmale Existenz damit zu verbessern, begannen die sonnigsten Steilhänge zu roden. Heute ist der Rebbau in den Randentälern restlos verschwunden. Welche Gründe mögen dazu geführt haben? Der heute schlimmste Feind der Rebe, der Falsche Mehltau, drang aus Nordamerika über Frankreich in die Schweiz und trat 1886 erstmals im Kanton Schaffhausen auf, zu einer Zeit, da der Weinbau in den Randentälern bereits nicht mehr existierte. Die Pilzerkrankung konnte deshalb nicht Ursache des Verschwindens sein. Im Mittelalter wurde Weinbau in Gegenden betrieben, die heute anscheinend klimatisch dafür gar nicht in Betracht kommen, so in Dänemark, Ostpreussen und Polen. Dies führt zur Vermutung, das europäische Klima habe sich seitdem verschlechtert und damit den Weinbau in den Randentälern verunmöglicht. Es bestehen aber genügend Beweise, dass das Klima sich nicht geändert hat. Die wahren Gründe müssen wir beim Menschen selber suchen: Mit der Entwicklung der Verkehrswege wurde es möglich, bessere Weine für dasselbe Geld aus südlichen Ländern einzuführen, dies ermöglichte Vergleiche, der Zecher wurde anspruchsvoller, verschmähte allmählich die sauren «Rachenputzer». Auch verstand man damals noch nicht, das einheimische Gewächs zu «verbessern», ein Zusatz von Zucker zur gärenden Maische war nicht möglich, denn noch war Rohrzucker ein Luxusartikel und der Rübenzucker noch unbekannt. Ein weiterer Umstand, der die Randenbauern zur Aufgabe des Weinbaues zwang, mag in menschlicher Habgier und Unvernunft liegen. Wo immer der Bauer mit Hacke oder Karst einen steilen Sonnenhang rodete, alsogleich forderte der Lehensherr seine Zehnten. Wo aber der Fiskus gierig lauert, da vergeht dem Unternehmer die Lust zur Investition.

Die Randenwiesen

Es geschah jeweils im Juni oder Anfang Juli vor mehr als einem halben Jahrhundert. Lange vor Tag, noch ehe der Waldkauz schlafen gegangen war, stiegen die Bauern aus den Taldörfern zum Randenheuet auf die Hochflächen. In einer Jugenderinnerung erzählt Christoph Leu in seiner Hemmentaler Chronik aus jenen Tagen: «S' ganz ober Mösli ab hämer Manne gsäh maie und im Takt ghört wetze, s' ischt de reinscht Wettifer gsi under dene Manne, wär's am beschte chöni und die schönste Mahde herelegi.» Vergangene Zeiten! In wenigen Tagen erledigt heute die Mähmaschine die Arbeit, an Stelle des Kuhgespanns, das mit grosser Plackerei den Heuwagen zu Tale fuhr, ist der Traktor getreten.

Das Gras, das der Bauer einst in taunasser Wiese mit sirrender Sense in Mahden legte, heute mit ratternder Maschine niedermäht, nennt er «Droht-